

No. 830. Wien, Freitag den 21. December 1866

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse

Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

21. Dezember 1866

1 „Faust’s Verdammung“, dramatische Legende von H. Berlioz.

Ed. H. Es war im December 1846, daß Berlioz’ Legende: „La damnation de Faust“ in Paris zum erstenmale, und zwar ohne nachhaltige Wirkung zur Aufführung kam. Seit her ruht sie dort in Vergessenheit und wurde auch in Deutschland unter Berlioz’ Leitung nur bruchstückweise gegeben. Etwas unklar als „dramatische Legende“ bezeichnet, gehört „Faust’s Verdammung“ im Grunde jener Mischgattung an, welche Berlioz unter dem Namen „dramatische Symphonie“ erfunden hat. In der dramatischen Symphonie „versuchte Romeo und Julie Berlioz die Verbindung selbstständiger Symphoniensätze (Adagio, Scherzo) mit gesungenen Scenen, wozu als drittes Element noch rein erzählende Recitative, sodann Prolog und Epilog hinzutraten — eine Form, die, unorganisch und widerspruchsvoll in sich, kaum eine künstlerische Zukunft hat. Wie dort aus dem Shakespeare’schen Drama, so hat hier der Componist aus dem Goethe’schen eine Anzahl von Scenen beliebig herausgenommen, ergänzt, verändert und aneinandergereiht, nur mit dem Unterschiede, daß er das epische Element diesmal fast gänzlich gegen das dramatische und lyrische zurückstellt. „Fast“, sagen wir, denn gänzlich konnte Berlioz sich von der unglücklichen Vermengung nicht trennen: nachdem Faust und Mephisto im Höllenpfuhl versunken sind, läßt sich ein von Baßstimmen recitirter erzählender „Epilog auf der Erde“ vernehmen, auf welchen wieder eine Verklärung Gretchen’s „im Himmel“ sich abspielt. Drama und Oratorium, rein Scenisches und blos Concertmäßiges werden dergestalt untereinander gemischt, daß sich der Standpunkt des Hörers fortwährend verrückt. Die Partitur enthält sogar eine stattliche Reihe eingeklammter Bemerkungen, wie: „versteckt sich hinter den Vor Fausthang,“ „macht die Bewegung eines spielenden Mephisto Leiermannes“ etc. Was nützt das in einem rein concertmäßigen Werke, wo wir doch nur hören und nicht sehen? Ber’ „liz Faust“ ist eigentlich eine körperlose, phantastische Oper, welche die Bühne verschmäht und sie doch nicht entbehren kann.

verteidigt sich in einer Vorrede gegen den Berlioz Vorwurf, ein Denkmal wie Goethe’s „Faust“ verstümmelt zu haben („d’avoir mutilé un monument“). Das mag dem Franzosen so vorkommen, jeder Deutsche hingegen, der seinen Goethekennt und liebt, muß trotzdem das Berlioz’sche Libretto als eine Verstümmelung, und zwar als eine recht willkürliche und verletzende empfinden. Es klingt fast komisch, wenn Berlioz in seinem Plaidoyer fortfährt: auch Mozart’s „Don Juan“ und „Hochzeit des Figaro“ müßten dann Verstümmelungen heißen, weil sie Schauspielen von Molière und nachgebildet sind! Diese beiden Beaumarchais Mo’schen Opern sind eben selbstständige, in sich erfüllte Orzartganismen, deren poetischen Unterbau Niemand auf seine Herkunft ansieht. aber reißt einem poetischen Orga Berlioznismus eine beliebige Anzahl „effectvoller“ Stücke aus, zu dem höchst bedenklichen Zwecke, dramatisch Gedach-

tes und Ausgeführtes undramatisch nachzubilden. Wenigstens drei Viertheile von 'Berlioz Legende' sind Goethe's „Faust“ wörtlich entnommen, das vierte besteht aus willkürlichen Zugaben, meist unpassender Art, z. B. Faust's Versetzung in die „Ebenen Ungarns“ und seine schließliche Höllenfahrt. Letztere soll Gelegenheit bieten zu der crassesten Teufelsmusik, erstere zur Anbringung des „Rakoczy-Marsches“. Wenn Goetheseinen „Faust“ im zweiten Theil nach Spartaführt, warum (so fragt Berlioz im Vorwort) soll er, der Componist, nicht das Recht haben, ihn nach Ungarn zu führen? Armer Faust! Wir fürchten, du wirst nicht so bald Ruhe finden vor den Musikern einer Schule, die sich nur für die höchsten Probleme des Menschengeistes in chromatische Bewegung setzt. Seit 'Berlioz „Faust“-Legende, Wagner's „Faust“-Ouverture und Liszt's „Faust“-Symphonie kann sich ja ein anständiger Componist ohne „Faust“-Partitur kaum mehr sehen lassen.

Gehen wir zur Hauptsache über, zur Musik. Ueber 'eigenthümlichen Standpunkt, über das Stylprincip in Berlioz seiner Musik, haben wir oft und ausführlich gesprochen. Da der Componist von „Faust's Verdammniß“ seinen früheren Anschauungen vollständig treu geblieben, so interessirt uns wol zunächst, in welchem Verhältniß dieses Werk zu den übrigen Compositionen von Berliozstehe? Und hierauf müssen wir leider antworten, daß von allen größeren Werken dieses Tondichters uns „Faust“ als das schwächste erscheint. In seinen früheren Arbeiten finden wir mehr Ausdruck und Schönheit, und vor Allem ein glücklicheres Verhältniß zwischen der gewählten Aufgabe und der speciellen Begabung. Trotz seines großen Umfanges ist das neuere Werk musikalisch ärmer als seine Vorgänger. „Faust's Verdammniß“ hat keinen Satz aufzuweisen, der sich mit dem Adagio (Liebesscene) aus „Romeo und Julie“ oder mit dem Pilgermarsch aus „Childe Harold“ vergleichen ließe, der die furchtbare Energie des Hinrichtungsmarsches, die graziöse Lebendigkeit der Ballscene in der Symphonie fantastique oder das leidenschaftliche Pathos der „Lear“-Ouverture erreichte. Von der „Fee Mab“ brauchen wir gar nicht zu sprechen, denn der Sylphentanz und das Irrwischballet im „Faust“ sind so viel schwächere Nachbildunge der „Fee Mab“, daß der Abstand dem Hörer von selbst auffallen muß. Und doch gelten diese beiden Stücke nicht mit Unrecht für die besten der Legende. „Harold“, die „Fan“ und „tastique Romeo“ sind von vornherein in dem großen Vortheil, daß die beiden ersten Werke ausschließlich, das letztere überwiegend aus Orchesterstücken bestehen, während im „Faust“ der Gesang vorherrscht. Das will sagen, Berhat im „liz Faust“ den Boden verlassen, aus dem er alle seine Kraft zieht, und sich einem ihm stets unheilvollen, widerstrebenden Elemente hingeben. Sobald Berlioz für Gesang schreibt, schnappt und zappelt seine Musik wie ein Fisch auf heißem Sande. Sein Ringen, die reine Instrumental-Musik zu bestimmter Bedeutung zu steigern, hat etwas Großartiges; seine Anstrengungen hingegen, für die einfachsten Worte einen entsprechenden melodischen Ausdruck zu finden, sind mitleiderregend. Ob er nun Freude oder Schmerz ausdrücken will, er kommt aus dem engen Ring einer nur ihm eigenen, ebenso dürf- tigen als unverständlichen Terminologie des Gefühls nicht heraus. Nichts in diesen unabsehbaren Gesangsstrecken erblüht zur schönen, reifen Melodie. Unsangbarere Partien sind kaum geschrieben, kläglichere Melodien selten erfunden worden, als die Gretchen's und Faust's, Mephisto's und Brander's. Unsere Sänger wissen davon zu erzählen, und wir ergreifen gerne den Anlaß, Fräulein, die Herren Bettelheim, Walter und Mayerhofer ob der Selbstverleugnung zu rühmen, mit welcher sie Hrabanek diese gegen das natürliche Musikgefühl so hart ankämpfenden „Melodien“ sich eigen gemacht und vorgetragen haben. Von den drei Hauptpersonen dünkt uns die gelungenste; Mephisto die Instrumentation verleiht ihm die handgreiflich diabolische Charakteristik (ein geller Pfiff des Piccolo, begleitet von einem kurzen chromatischen Grunzen der Posaunen und Fagotte kündigt ihn an) und sein ist das einzige Lied in der ganzen Cantate, das sich gesunder Glieder rühmen kann: die Serenade. Was soll man aber zu dem zwischen fünf- und dreitaktigem Rhythmus taumelnden

„Rattenlied“ und zu dem verschrobenen „Flohlied“ sagen? Kann Jemand in diesen musikalisch häßlichen, nach Originalität haschenden Liedern wirklich Humor und Geist finden? Uns dünken sie, wie die „Amenfuge“ auf den Tod der Ratte und die ganze Kellerscene, nur widrig und trivial. Edler, aber gestaltloser stehen dieser Gruppe und Faust gegenüber, deren Gesang sich Gretchen meistens in einem Dämmerlicht träumerischen Declamirens bewegt, aus welchem er dann zeitweise blitzartig aufzuckt. Zu einem fertigen Bilde, das uns mit den ruhigen Augen der Schönheit anblickt, kommt es nirgends. Ist sie nicht ausstudirt widernatürlich, diese Melodie zum „König von Thule“ mit ihrem hinkenden Rhythmus und den leiernden Bässen? Dies freiwillige Hinken ist nicht die Folge der Übersetzung, sondern schon im Original beabsichtigt, welches „unroi“, „lamort“ mit kurzer starker Accentuirung des Artikels declamirt. Gretchen's zweites Lied: „Meine Ruh' ist hin“ wird nach den ersten Tacten immer verzerrter und opernhafter, sogar kleine kokette Melismen drängen sich vor, wie die aufsteigende Scala auf „seine edle Gestalt“ und die paarweise herabhüpfenden Sechzehntel auf „Händedruck“. Wir halten uns jedoch nicht an solche Einzelheiten, sondern an den unmusikalischen Charakter des 'schen Gesanges im Allgemeinen und dessen Berlioz Schwanken zwischen trockener Alltäglichkeit und formloser Uebertreibung. Man kann dies recht deutlich an dem Liebesduett zwischen Faust und Gretchenwahrnehmen, das, so lang es nach Einfachheit und Naturwahrheit strebt, zwar nicht ohne Empfindung, aber ganz schwunglos und gewöhnlich klingt. Später steigert sich die Leidenschaft, complicirt sich die Situation, Mephistoumbricht die Liebenden und ein Chor boshafter Nachbarn ruft wiederholt: „Hollah! mère Oppenheim!“ Da setzt nun der Componist alle Mittel in Bewegung, die gewagtesten Rhythmen und Modulationen, den heftigsten dramatischen Ausdruck, die gewaltigsten Orchesterklänge, aber unter dem Eindrucke der Ueberreizung und Unnatur ermüdet das Ohr und erstarrt das Herz. Wir fühlen uns wie in einem eiskalten Hause, wo alle Oefen rauchen.

„Ich bedarf sehr großer Mittel,“ äußerte einmal in richtiger Selbstkenntniß, „um überhaupt etwas her Berliozvorzubringen.“ Da es nun mit bestem Willen unmöglich ist, für Gesänge wie der „König von Thule“ oder „Meine Ruh' ist hin“ sehr große Mitteln in Bewegung zu setzen, so tritt hier die wahrhaft pathologische Lücke in Berlioz' Organismus erschreckend hervor. Man braucht kein Enthusiast für zu sein, um zu gestehen, daß seine Scenen zwischen Gounod Faust und Gretchen in jeder Hinsicht hoch über den analogen Nummern des 'schen „Berlioz Faust“ stehen: an Schönheit und Natürlichkeit der Melodie, an Wärme der Empfindung, an maßvoller Durchführung und an dramatischem Leben. ist keine so eigenthümliche, energische Persönlichkeit Gounod wie Berlioz, aber eine weit musikalischere Natur; seiner Empfindung strömt von selbst der natürliche melodische Ausdruck entgegen, während Berlioz wie ein Taubstummer ringen muß, um sein — vielleicht stärkeres — Gefühl auch nur verständlich zu machen.

Wie in Berlioz' „Romeo“, so sind auch in seinem „Faust“ die reinen Instrumentalstücke weitaus die hervorragendsten; leider sind sie hier weder so zahlreich, noch so ausgeführt wie dort. Von dem glänzend instrumentirten Rakoczy-Marsch wollen wir lieber nicht reden; der Jubel, den gerade diese fremde, rhythmisch und melodisch urkräftige Weise inmitten der Berlioz'schen Nummern überall erregt, dünkt uns für den Componisten des „Faust“ wenig schmeichelhaft. Abgesehen von diesem Adoptivkind, sind der „Irrlichtertanz“ und das „Sylphenballet“ die glänzendsten und effectvollsten Stücke des Werkes. Der melodische Stoff ist anmuthig, wenngleich keineswegs hervorragend neu oder bedeutend, Anlage und Steigerung natürlich und übersichtlich, die Klangwirkung endlich — das Wesentliche an beiden Stücken — ein Wunderwerk geistvoller und erfinderischer Instrumentation. Wir müssen uns Gewalt anthun, um hier nicht über eine Fülle merkwürdiger Details, die wir aus der Partitur notirten, redselig zu werden. Nach diesen reinen Orchesterstücken sind jene

Ensemble-Nummern des Werkes die gelungensten, in welchen durch malende Charakteristik oder sinnlichen Klangreiz die Instrumentirung wenigstens eine hervorragende Rolle spielt. Dahin gehört der dem „Ballet“ vorhergehende Sylphen-Chor, der gespenstische Ritt Faust's mit Mephistound Anderes. Wir würden auch noch die Höllenscene („Pandämonium“) nennen, wäre hier nicht die grelle Charakteristik gewaltsam zu einem Bombast von Lärm und Hässlichkeit aufgebläht, wie er in der ganzen musikalischen Literatur, Berlioz mit eingeschlossen, nicht wieder vorkommt.

Im Ganzen und Großen glauben wir in „Faust's Ver“ ein entschiedenes Sinken vondammung Berlioz' schöpferischer Kraft wahrzunehmen. Es geht durch das Werk wie ein leichter Schlaganfall, der Berlioz' feines, krankhaftes Talent getroffen, und von dem es sich nicht wieder erholt hat. Vom „Faust“ angefangen, der doch erst die Opuszahl 24 trägt, fließt Berlioz' Productivität sehr spärlich und stockt bald gänzlich. Er hat seither an größeren Arbeiten nur „L'Enfance“ geschrieben, eine Cantate, die ihren rasch de Jésus-Christ verflogenen Erfolg bekanntlich einer antiquarischen Mystification verdankte, und die Oper „Les Troyennes“, worin, nach dem Clavier-Auszug zu urtheilen, die verzweifelteste Anstrengung bereits mit dem vollständigen Bankerott der Erfindung kämpft. Es dünkt uns sehr begreiflich, daß Bei der ersten Aufführung dieser Oper in Pariserbebe das Theater von Beifallssalven, und der Ovationen für Berliozwar kein Ende. Das Publicum wollte dem greisen, hochverehrten Künstler seine vollste Sympathie bezeigen. Die nächsten Vorstellungen aber fanden das Haus leer, Niemand mochte die „Trojanerinnen“ mehr hören. Diese Thatsache fiel uns unwillkürlich bei der Aufführung von „Faust's Verdammung“ ein, die am verflossenen Sonntag Berlioz in Wiendirigirte. Der stürmische Applaus schien uns mehr dem Manne als seinem Werke zu gelten, wenigstens wollten die einzelnen Physiognomien um uns herum gar nicht zu dem allgemeinen Beifall stimmen. Möglich, daß wir irren. Die Gegenprobe für den wahren Erfolg dieser und ähnlicher Productionen ist leicht: sie besteht in einer baldigen Wiederholung, ohne Beisein des Autors. Berlioz sich nicht lange Zeit und nur mit der größten Anspannung productiv erhalten konnte. War doch gerade das musikalische Talent dieses so vielfach und hochbegabten Geistes von Haus aus krankhaft organisiert, nämlich ganz auf Einen Punkt geworfen: auf den Sinn für instrumentale Klang-Effecte. Alles um diesen sprudelnden Quell herum war gleichsam dürres Land, von dem nur einige Fußbreit mit großer Mühe urbar gemacht werden konnten. In der Instrumentirungs-Kunst ist Berlioz nicht blos Virtuose, er ist darin Poet und genialer Erfinder, eine Specialität ohnegleichen. Aber eine Specialität in einem Gebiete musikalischer Technik zu sein, macht noch nicht den Componisten. Es gibt keine schöne Instrumentation „an und für sich“, die erste Frage bleibt doch immer: was wird denn instrumentirt? Es ist wahr, daß man anfangs, entzückt und berückt von dem neuen Klangzauber, oft gar nicht zu dieser Frage kam; je länger und öfter man aber Berlioz hört, desto mahnender tritt die Frage in den Vordergrund. Mußte doch selbst, der Schumann Berlioz anfangs schwärmerisch begrüßte und damit dessen Triumph in Deutschland so mächtig vorbereitete, bald die Reaction an sich erfahren; er hat jenes erste Lob nie mehr schriftlich wiederholt und es mündlich oft zurückgenommen. Wir kennen Berlioz seit zwanzig Jahren; noch immer verfolgen wir jedes seiner Werke mit lebhaftestem Interesse und Studium, noch immer entzücken uns die Wunder seiner Klangzauberei. Aber mit jedem Jahre wird uns das Ungenügende seiner Begabung, das Unorganische seiner Kunst klarer und bedeutsamer. Mit der „Liebesscene“ und „Fee Mab“ in „Romeo“ stand Berlioz auf dem Gipfel seines Könnens; „Faust“ bezeichnet schon den Anfang des Herabsteigens, den Moment, wo Berlioz selbst mit „sehr großen Mitteln“ wenig Neues mehr erzielen konnte. Sein rein musikalischer Gedankenreichthum war niemals bedeutend, und die glänzende Specialität, die Instrumentirung, mußte doch endlich an die Grenzen ihres Raffinements gelangen. Die ehedem absolute Herrschaft der letzteren mußte sich ferner in dem Maße abschwächen, als geistreiche jüngere Talente sich die mo-

dernen Errungenschaften bald zunutze machen und als Rivalen mit Glück auftreten konnten. Wir brauchen blos und Liszt zu nennen, deren glänzende Instru Wagnermentirungskunst im Dienste verwandter Kunsttendenzen mit Ursache ist, daß Berlioz' Compositionen das Publicum nicht mehr in dem Grade enthusiasmiren, wie vor zwanzig Jahren. Wir bekennen uns offen zu der subjectiven Ueberzeugung, daß 'Compositionen eine lebendige, unmittelbare Berlioz Wirkung auf die musikalische Welt nicht sehr lange üben werden, daß die Begeisterung des musikgebildeten Publicums für dieselben nicht zunehmen wird, sondern abnehmen. wird für den Kunsthistoriker eine der merkwürdigsten Berlioz und achtungswerhesten Persönlichkeiten, für den Musiker ein unversiegbarer Quell des Studiums bleiben, aber die stimmberichtigte öffentliche Meinung dürfte, wie wir glauben, im Laufe der Zeit eher in der Ansicht zusammentreffen, daß ein Werk wie Berlioz' „Faust“ keine Musik, als daß es die wahre Musik sei. Ahnen wir recht, so wird „Faust's Ver“ vonklärung noch jedes Ohr entzücken und Schumann jedes Herz bewegen, wenn von „Faust's Verdammung“ längst nichts mehr übrig ist, als der Name und die Erinnerung.